

# Aus dem Berner Konzertleben von anno dazumal ; Aus dem Konzertleben von heute

Autor(en): **Bloesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635804>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Mus dem Berner Konzertleben von anno dazumal

Von Dr. Hans Bloesch

Nicht immer hat man sich so selbstverständlich in den licht-erfüllten, weiträumigen Kasinoaal gesetzt und sich die nach sorgfältiger Programmauswahl zusammengestellten Symphoniekonzerte angehört. Wir bedenken viel zu wenig, wie verwöhnt und anspruchsvoll wir im Laufe der letzten Jahrzehnte geworden sind. Wir werden uns dessen erst bewußt, wenn wir uns zurückversetzen in die Zeiten unserer Großeltern und Urgroßeltern, die auch schon ihre musikalischen Freuden suchten und sie auch, trotz des schrecklich bescheidenen Aufwandes, zu finden mußten. Ein Rückblick in die Zustände von ehemals läßt uns in Dankbarkeit der Männer gedenken, die am Aufbau unseres Musiklebens mitgewirkt haben, er läßt aber auch der Frage Raum, ob nicht die Musikfreunde früher aufrichtiger und größer gewesen, als noch alle Beteiligten irgendwie tätig mitwirkten, während man sich heute nur an die gedeckte Tafel setzt, bezahlt und kritisiert.

Schon die Lokalfrage bot früher die mannigfachsten Schwierigkeiten und immer wieder mußte man auf die Suche nach einem Raum, der sich als mehr oder weniger geeignet erwies: Im Salon vornehmer Privathäuser, wo früh schon die Musikliebhaber sich zu kleinen Hauskonzerten zusammenfanden, bei denen Ihre Gnaden der Herr Schultbeiß die Klarinette blies, der Heimlicher Frisching die Geige bearbeitete, und eine der vielumworbeneren Barettkitöchter eine Arie von Paesello sang, oder man fand sich im Musiksaal oben im Chor der französischen Kirche, oder im Kloster.

Schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden richtige Abonnementskonzerte veranstaltet, aber erst mit der Gründung der bernischen Musikgesellschaft im Jahre 1815 kam Ordnung und System in das bernische Musikleben, wurde der organisatorische Mittelpunkt geschaffen, von dem aus sich eigentlicher Konzertbetrieb entwickeln konnte.

Außere Anlässe gaben dazu den Anstoß, das schweizerische Musikfest, das 1813 in Bern gefeiert wurde, die Versammlung der eidgenössischen Tagsatzung, der man gesellschaftliche Zerstreung bieten wollte. Ein behagliches und erfreuliches Musizieren ging nun an. Noch waren Musikgesellschaft und Orchester eins, die Organisatoren und die Ausübenden dieselben Persönlichkeiten: Ratsherren und Professoren, Mitglieder der fremden Gesandtschaften und wackere Bürger, von denen jeder mit seinem Instrument, das er mehr oder weniger beherrschte, das Seine zum Gelingen des Konzertes beitrug. Bald im Rathhaus des äußeren Standes, bald im Saal des Sommerleistes, im Hotel de Musique oder im großen Auditorium der Hochschule versammelten sich die Mitglieder zu ihren Konzerten. Man wollte unter sich sein. Lange Jahre war der Verkauf von Billetten nur an Mitglieder und Ortsfremde gestattet, und auf den Programmen stand die Warnung, daß Einheimische, die nicht Abonnenten seien und doch sich ein Eintrittsbillet verschafften, Gefahr liefen, weggewiesen zu werden.

Begreiflich, denn die Leistungen entsprachen nicht immer den bürgerlichen Stellungen der Ausübenden und ihrem Eifer. Was den Bernern ein Ohrenschmaus war, wurde dem fremden, verwöhnten Musiker zur Tortur. So erzählt uns Ludwig Spohr von einer Aufführung der Schöpfung von Haydn im Jahre 1816: „Da das Orchester überdies auch recht schlecht war, so gingen besonders das Chaos und die akkompagnierten Rezitative höchst erbärmlich. Die Geiger intonierten unerträglich falsch und die Bläser, besonders die Hörner und Trompeten brachten zuweilen Töne hervor, die allgemeines Gelächter erregten . . . Die ungeachtet zu dem magern Orchester aus Leibeskräften geblasen.“

Das tat aber der Musikfreudigkeit keinen Abbruch, und als die Musikgesellschaft 1821 in ihr schönes neues Heim, das von ihr erbaute ehemalige Kasino an der Stelle des heutigen Par-

lamentsgebäudes, einziehen konnte, nahm das Konzertleben einen erfreulichen Aufschwung. Regelmäßige Konzerte konnten nun stattfinden, nach und nach wurden auch Berufsmusiker für das Orchester beigezogen, deren Leistungen allerdings nicht immer besser waren als die der einheimischen Dilettanten. Jedemfalls standen sie diesen an hingebender Musikfreude ganz erheblich nach. Daß man mit ihnen immer wieder Schwierigkeiten hatte, Streitigkeiten schlichtete und ungebührliches Betragen und Unfleiß rügen mußte, läßt sich allerdings einigermaßen aus ihrem spärlichen Gehalt erklären. Mit den angestellten Direktoren, die nicht viel anderes sein sollten als ein lebendiges Metronom, war es nicht viel besser. Sie hatten zu nichts, zu keinem Programm, zu keiner Anstellung etwas zu sagen, sie hatten nur alle Schuld auf sich zu nehmen, wenn etwas schief ging. Erst als hierin Wandel geschaffen wurde, als tüchtige Kräfte die Direktion und auch ein gut Teil Verantwortung übernehmen konnten, wurde es besser. Die Reihe der Dirigenten, die in den letzten hundert Jahren das bernische Musikleben leiteten, Mendel, Methfessel, Frank, Reichel, Münzinger, Brun, sind der sprechendste Maßstab für den stetigen Aufstieg.

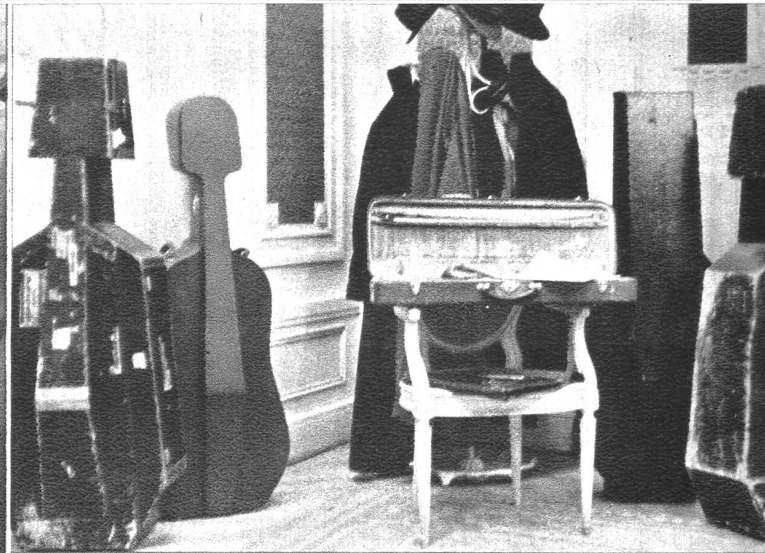
Ein Blick in die Konzertprogramme enthüllt uns den Geschmack und die Leistungsfähigkeit unserer Vorfahren. Sie stellen kein schlechtes Zeugnis aus. Von Anfang an bemühte man sich, den Großen der klassischen Zeit gerecht zu werden. Haydn, Mozart, Beethoven jenseits sich schon in den ersten Programmen neben den unendlich vielen Tagesgrößen, deren Namen mit Recht verschwunden sind. Man durfte nicht zu große Anforderungen stellen, bezeichnend ist, daß bis in die 50er Jahre nur selten eine Symphonie als Ganzes gespielt wurde. Entweder spielte man nur einzelne Sätze, oder die einzelnen Sätze wurden durch andere, leichtere und solistische Darbietungen unterbrochen. Die Zuhörer verlangten ein unterhaltendes Vielerlei; meist stehen 8 bis 10 Nummern auf einem Programm: Ouvertüren, Potpurri, Vokalquartette, Arien, Feszen aus beliebten Opern. Wer kennt sie noch, die Namen Paer, Gyrowek, Winter und Reiziger?

Besondere Anziehungskraft übten schon damals die Solisten aus. Im Gegensatz zu heute vor allem die einheimischen. Welche Sensation, wenn die Herren Durheim, Simon, Bernhard Studer und Hermann vierstimmige Lieder sangen, oder wenn Frau Professor Weisner und Fr. von May Duette zum Besten gaben! Aber auch berühmte fremde Solisten zog die Musikgesellschaft nach Bern: Louis Spohr und die Catalani, 1827 tritt „le jeune Bizet“ in einem Konzerte auf. Später kommen Frau Clara Schumann, Stockhausen, Joachim, aber bis in die 70er Jahre wird auch der solistische Teil der Programme meist von einheimischen Kräften bestritten. Bei diesen lief man auch nicht Gefahr, daß sie das brave Berner Publikum in moralische Aufregung versetzten, wie jene Sängerin, die sich im Jahre 1823 von der empörten Kritik sagen lassen mußte: „Es wäre zu wünschen, daß wegen dem rauhen Klima Berns die Sängerin sich nicht zu sehr entblökte, sonst könnte sie leicht einen tüchtigen Brustkatarrh sich zuziehen.“

Im gleichen Jahre machte Bern auch die erste Bekanntschaft mit der Musik Richard Wagners, die das nüchterne Berner Publikum in einen Taumel der Begeisterung hinriß. Der Matrosenchor mußte immer wieder auf das Programm gesetzt werden, der Musikreferent verlangte: „Es möge der Matrosenchor im nächsten Konzert wiederholt und abermals eine ganze Abteilung dem genialen Wagner, dem Tondichter der Zukunft, gewidmet werden.“ Die Direktion, ebenfalls begeistert über den Erfolg, den sie mit diesem neuen Stern am musikalischen Himmel erzielt hatte, ernannte Richard Wagner zum Ehrenmitglied der bernischen Musikgesellschaft, was dieser in einem liebenswürdigen, leider verloren gegangenen Schreiben verdankte.

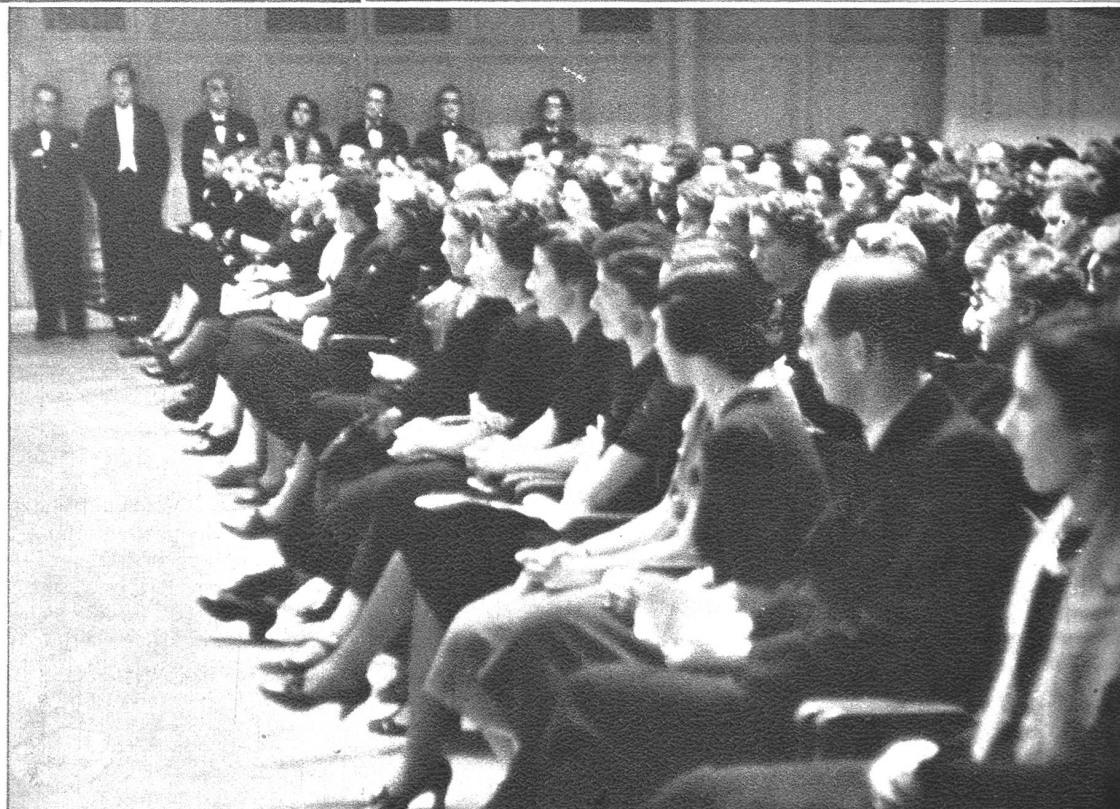
# Aus dem Konzertleben von heute

Im Künstlerzimmer  
des Kasino



Während des Konzertes

Sonst war man in Bern eher konservativ und hielt sich an das alte Bewährte. Langsam eroberten sich die Romantiker die Programme, meist von fremden Solisten eingeführt. Erst unter Muzinger fand Brahms und Berlioz Wohnrecht im bernischen Konzertsaal. Heute ist die Musikgesellschaft bestrebt, einem anspruchsvollen Publikum einen Überblick über das gesamte musikalische Schaffen zu vermitteln, vom Guten das Beste zu bieten, soweit es der ihr gestellte Rahmen zulässt. Sie hofft aber dabei auch auf ein williges Mitgehen ihrer Freunde. Sie geht schweren Zeiten entgegen, wir wollen aber nicht vergessen, daß ihre Gründer in ebenso schwerer, von Kriegslärm erfüllter Zeit den Mut ausbrachten, die bernische Musikpflege ins Leben zu rufen.





Jakettkleider sind immer modern. Die Jacken haben dieses Jahr Kasak-Länge und sind vielfach mit Stickereien garniert. Dunkelblau mit weiss, beige, ja sogar leuchtend rot sind die beliebtesten Farben.

